



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Genealogie

Das „**Weimarer historisch-genealogische Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges**“, 1. Jahrg. 1912, Kyffhäuser-Verlag, das sich selbst „**Semigotha**“ nennt, will, nach dem Titel, dem „Vorstück“ (S. LIX) sowie nach dem „Untertitel“ (zwischen S. LXII und S. 1): „alle im Mannesstamme jüdischen Familien, ohne Rücksicht darauf, welcher Religion sie derzeit angehören“, verzeichnen, soweit sie in irgendeinem Kulturstaate Europas in den Adelsstand gelangt sind. Es wird dabei behauptet (S. LXI), der Inhalt des vorliegenden Bandes sei „mit deutscher Gewissenhaftigkeit auf wissenschaftlicher Grundlage zusammengetragen“, und das „Redaktionskomitee“ schließt (S. LXII) mit der höchstehenden Versicherung, es habe sich „bona fide aller Objektivität bestrebt“, „immer und überall“ sei „der historischen Wahrheit die Ehre gegeben“, und mit dem Bekenntnis zu dem Wahlsprüche: „Wahrheit um jeden Preis!“ Von den rund vierzehnhundert Geschlechtern, die der „Semigotha“ als „im Mannesstamme jehudäisch“ und gleichzeitig adelig verzeichnet, und zwar in vier Abteilungen: Fürsten-, Grafen-, Freiherren- und Adels-Klasse, sind nun zunächst einige gar nicht adelig, z. B.: Koppel, Rathenau und — Dernburg; nach dem „Semigotha“ „soll Zeitungsnachrichten zufolge der mosaische Kommerzienrat Moritz Koppel in Berlin geadelt worden sein“; bei Emil Rathenau ist „dessen Nobilitierung im Zuge oder schon erfolgt“?; Dernburg „bekam seinerzeit einen hohen italienischen Orden und wurde damit in Italien erbadelig, was auch in Preußen anerkannt ist, womit er eigentlich auch daselbst adelig ist“; nebenbei bemerkt ist

dieses über Dernburgs italienischen Erbadel Gesagte reiner Unsinn! In einigen anderen Fällen wird mit Hilfe zusammen geklitterter, aber unerwiesener eheblicher, unehelicher Vaterschaft eines angeblichen Juden ein „jüdischer Mannesstamm“ unterstellt, wie z. B. bei Napoleon dem Dritten, als dessen „Erzeuger“ der Admiral Charles-Henri Berthelot herhalten muß, von dessen jüdischer Herkunft aber bisher kein Genealoge von Fach etwas wußte, und naturgemäß sind in den „Semigotha“ nun auch noch die natürlichen Nachkommen Napoleons des Dritten: die Grafen d'Orly und Labenne hinein genommen. In dem gleichen Sinne nur kann auch die Notiz bei „Athena“ verstanden werden, der Graf Friedrich von Athen sei „sicherem Vernehmen nach ein jüdischer Sohn der Gräfin Rosalie Athen“ gewesen, denn der Gemahl der letzteren, einer geborenen Freiin von Beust, war der verstorbene Prinz Karl von Baden. Geradezu nichts spricht aber dafür, vielmehr alles dagegen, daß dieser Prinz nicht auch der Erzeuger des vorgenannten Sohnes seiner Gemahlin gewesen sei. Insbesondere hat das großherzogliche Haus Baden den Grafen Friedrich von Athen stets als einen tatsächlichen, wenn auch morganatischen Sprossen des Hauses angesehen und behandelt. Abgesehen von allen solchen irrtümlichen Einreihungen nun, sind, wie ich schon an anderer Stelle hervorgehoben habe, nach meiner vorläufigen Schätzung, nicht weniger als rund einhundert Geschlechter insofern zu Unrecht in den „Semigotha“ hinein gelangt, als sie erweislich nicht-jüdischen Stammes sind. Der vierzehnte Teil: das sind über 7 1/2 Prozent, und da, nach dem zuerst Gesagten, die Gesamtzahl an sich schon erheblich herabgesetzt werden muß, so ist dieser Anteil von Falschem

vergleichsweise noch erheblich größer. Damit ist aber auch festgestellt, daß diese vielen Fehler dem wissenschaftlichen Werte des neuen Taschenbuches empfindlichen Abbruch tun, ja, daß dieses als Nachschlagewerk für das, was man darin soll nachschlagen können, nur sehr beschränkt brauchbar ist, weil jeder einzelne „Fall“ doch erst genealogisch nachgeprüft werden muß. Mangelnde „bona fides“ wird man dem „Redaktionskomitee“ bei der Aufnahme der einzelnen Artikel vielleicht nicht vorwerfen dürfen. Den Vorwurf „grober Fahrlässigkeit“ bei der Aufnahme vieler einzelner Artikel kann man gegen dasselbe aber mit Ruhe erheben, weil das Gegenteil des Behaupteten, nämlich die nicht-jüdische Abstammung der betreffenden Geschlechter, in leicht zugänglicher, aber allerdings dem „Semigotha“ unbekannter Sonderliteratur schon erwiesen ist. Es ist nun meine Absicht, in einer Reihe von Artikeln die „nicht-jüdischen Geschlechter im „Semigotha“ zu behandeln, soweit dabei Personen in Betracht kommen, die im öffentlichen Leben stehen, oder Geschlechter, die sonst irgendwie von allgemeinem Interesse sind. Als erstes greife ich dabei ein Beispiel heraus, das die leichtfertige Arbeitsweise der Gewährsmänner und die kritiklose Oberflächlichkeit des „Redaktionskomitees“ des „Semigotha“ in besonders auffälliger Weise zeigt. Auf S. 293 findet sich folgende Notiz: „Bunfen, Maurice de, englischer Gesandter in Madrid, soll jüdischer Herkunft sein.“ Zunächst: wer ist der Herr, um den es sich handelt? Es ist der königlich großbritannische außerordentliche und bevollmächtigte Botschafter am spanischen Hofe, der Right Honourable, Sir Maurice William Ernest de Bunfen, Mitglied des „Geheimen Rates Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Irland“, Ritter vieler hoher Orden und, trotz seiner deutschen Abstammung, nebenbei bemerkt, ein ziemlich starker „Deutschenfresser“, wie so viele Engländer deutscher Herkunft, der seinen Namen deshalb selbst auch stets: „de Bönfen“ ausspricht! Alle diese Tatsachen sind aber kein Beweis für einen jüdischen Ursprung und in Wirklichkeit ist der Botschafter ein Herr „von Bunfen“. Er ist ein leiblicher Enkel des berühmten deutschen Staatsmannes Freiherrn Christian Karl Jofias von Bunfen, gestorben 1860, der auch ein hervorragender

Gelehrter und Freund König Friedrich Wilhelm des Vierten war und über den man spaltenlange Lebensbeschreibungen in jedem Konversationslexikon nachlesen kann. Der Freiherr Karl von Bunfen — sein Freiherrentitel, verliehen am 18. Januar 1858, war nur persönlich und lediglich der einfache Adel war unbeschränkt vererblich — hatte zehn Kinder, darunter fünf Söhne. Der älteste war: Heinrich, der längst kinderlos verstorben ist, Pfarrer (Dekan der englischen Staatskirche) zu Downington bei Wolberhampton. Der zweite war: Ernst, zuletzt königlich preußischer Hauptmann a. D. und Kammerherr, gestorben 1903, ein namhafter Übersetzer und gelehrter Schriftsteller. Der dritte: Karl, starb 1887 als kaiserlich deutscher Legationsrat. Der vierte: Georg, gestorben 1896, war ein bekannter deutscher Politiker. Er hat von 1862 bis 1879 dem preußischen Hause der Abgeordneten und von 1867 bis 1887 dem norddeutschen und dem deutschen Reichstage angehört. Er war vormalig Herr auf Burg Rheindorf bei Bonn und lebte zuletzt, wie sein älterer Bruder Ernst, in London. Der jüngste der Brüder: Theodor, gestorben 1872, war zuerst deutscher Diplomat, verließ 1876 den Staatsdienst und war dann von 1877 bis 1881 Mitglied der nationalliberalen Partei des deutschen Reichstages. Ein Sohn des vorgenannten Ernst ist Sir Maurice, so daß also die erwähnten deutschen Staatsmänner usw. mit ihrer Nachkommenschaft alle ebenfalls jüdischen Ursprunges sein müßten, wenn die Vermutung des „Semigotha“ zutreffend wäre. Von einer jüdischen Abstammung dieser Personen weiß aber der „Semigotha“ selbst auch nichts und in Wirklichkeit ist ihm lediglich entgangen, daß Sir Maurice gerade diesem Geschlechte angehört. Das aber kann leicht im Gothaischen Taschenbuche des Briefadels nachgesehen werden! Eine leibliche Schwester von Sir Maurice ist übrigens die bekannte deutsche Schriftstellerin Marie von Bunfen! Von einer jüdischen Herkunft dieses ganzen Geschlechtes Bunfen hat noch nie etwas verlautet!

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz = Berlin

Schulfragen

Unser Schulaufsatz — ein verkappter Schundliterat? Die Frage, die ich über

diese Zeilen gesetzt habe, steht als Behauptung über seinem Buche von **Adolf Jensen** und **Wilhelm Lamszus**, das im Verlage von **Alfred Janßen** erschienen ist. (Hamburg 1911. 194 S. 8°. Preis geb. M. 2.50.)

Eine solche Behauptung, so kraß, so — gewissermaßen mit der Faust ins Gesicht — ausgesprochen, enthält eine so schwere Anklage gegen einen wichtigen Teil unseres deutschen Unterrichtsbetriebes, daß man mit gespanntester Aufmerksamkeit, ja mit Herzklopfen in den Blättern des Buches nach dem Beweise für jene Behauptung sucht. Vielleicht ist gerade das der Zweck gewesen, den die Verfasser mit ihrer **Posaunenstoß-Überschrift** erreichen wollten.

Das Resultat des Suchens soll hier gleich mit knappen und ehrlichen Worten hingestellt werden. Der Beweis ist den Verfassern zu zwei Dritteln geglückt. Sie führen ihre erste Behauptung ausführlicher in folgenden Sätzen aus: „Es ist Schundliteratur, die sich wie ein Strom aus der zünftigen **Aussatzliteratur** auf die Methode des Lehrers ergießt und jegliche **Naivität** im Reime erstickt! **Formalisten** und **Unempfindler** sind die **Triumphe** der Schule. Sie werden auf Kosten der ersten sprachschöpferischen Begabung gezüchtet. Die Sprachindividualitäten werden in der Schule zerstört und die Phantasiebegabungen verbildet und zugrunde gerichtet, denn es ist Schundliteratur schlimmster Art, wozu die **Wissenschule** ihre Kinder im **Aussatzunterricht** systematisch erzieht.“ (S. 19.) Drei Hauptmerkmale finden sie an der Schundliteratur: den Drang zum **Sensationellen**, womöglich **Verbrecherischen**, das **Schildern** der Dinge ohne eigene Anschauung und daher ohne **Anschaulichkeit** und drittens, damit im Zusammenhange, die **innere Unwahrhaftigkeit**, das **Anlehnen** an die sprachliche und gedankliche **Überlieferung**, die **Reinkultur** der **Phrase**. Das eigentliche Wesen der Schundliteratur wird allerdings nach meiner Meinung nur durch das erste Merkmal angegeben, durch die **Vorliebe** für das **Sensationell-Verbrecherische**. Eine solche Vorliebe unserem Schulaufsatz vorzuwerfen, daran denken natürlich auch die beiden Verfasser nicht. Damit fällt aber auch die **Berechtigung** für ihren sensationellen Buchtitel,

der nur geeignet ist, die Schule und ihre Arbeit aufs neue bei dem Fernerstehenden in schiefes Licht zu stellen. Die beiden übrigen Merkmale bezeichnen jeden schlechten Stil, und es heißt den Begriff „**Schundliteratur**“ allzu gewaltsam ausdehnen, wenn man alle literarischen Erzeugnisse, die — leider — einen schlechten Stil aufweisen, kurzerhand so bezeichnen wollte. Bei einer Gegenüberstellung von Proben aus der anerkannten Schundliteratur einerseits und andererseits aus der „**zünftigen**“ und „**mustergültigen**“ **Aussatzliteratur** tritt nun allerdings mit erschreckender Deutlichkeit zutage, wie sehr auch diese **Aussatzmusterbücher** an innerer Blässe und **Anschauungslosigkeit** leiden, wie sehr sie unter der Herrschaft der **Phrase** stehen. Die beiden Nachbarn hier einmal öffentlich nebeneinandergestellt zu haben ist ein Verdienst, und dadurch wird das Ansehen jener ledernen **Elaborate** hoffentlich noch mehr heruntergedrückt werden; es war auch schon bisher nicht mehr allzu groß.

Diese **Aussatzliteratur** ist ja aber nur ein **Auswuchs** der alten **Aussatzmethode**, ja sie ist nichts weiter als die zu **Papier** und **Druckerschwärze** gewordene alte **Methode** selbst. Gegen diese richten sich daher die folgenden Ausführungen des Buches in erster Reihe. Die Verfasser haben eine eigentümliche Art, hier durch **positive Kritik** zu vernichten, zu negieren. An einer Reihe von **freien Kindererzählungen** zeigen sie die **kindliche Art** des **Erzählens** und **Denkens** auf und stellen „**methodische**“ **Aussatzzeugnisse** ihnen gegenüber, so daß jedem vorurteilslosen Leser ohne weiteres die **Erkenntnis** aufleuchtet, wie wenig die alte **Methode** mit ihren **logischen Ansprüchen** an den **kindlichen Geist** auf die **Entwicklung** des **kindlichen Sehens**, **Sprechens** und **Denkens** Rücksicht nimmt. Der **gestaltende Aufsatz** nach dem **Leben**, der **natürliche Aufsatz**, der bei den **jüngeren Kindern** **Erzählungsaufsatz**, bei den **heranwachsenden** **Beobachtungsaufsatz** sein soll, der allein ist nach der Ansicht der Verfasser imstande, der **Eigenart** des **kindlichen Geisteslebens** vollen **Spielraum** zu gewähren, sei es nun, daß es sich mit aller Liebe an die **sinnliche Einzelheit** des **Erlebten** klammert — gleich dem **Künstler** —, sei es, daß es die

erlebten Einzelheiten beobachtend verknüpft — wieder gleich dem Künstler.

Diesen Beobachtungsaufsatz wollen die Verfasser nun als vollgültigen Ersatz an die Stelle des bisher üblichen logischen Schulaufsatzes stellen. Sie haben vollkommen recht, wenn sie ausführen, daß aus der Beobachtung die logische Erkenntnis entspringe, daß diese Erkenntnis aus der intuitiven Assoziation der bisher getrennten „Anschauungskerne“, d. h. der Einzelvorstellungen, entstehe. Sie stellen da daselbe fest, was die moderne Philosophie tat, als sie die Induktion als die eigentliche, schöpferische Quelle neuer Erkenntnis festsetzte. Es ist sehr wertvoll für die Methodik des Aufsatzunterrichtes, daß einmal nachdrücklich auf diese logische Kraft und Wirksamkeit des Beobachtungsaufsatzes hingewiesen wird, und die Ausführungen der Verfasser werden vor allen Dingen auch beim höheren Unterrichte Beachtung finden müssen. Denn gerade an unseren höheren Schulen wird die logisch bildende Kraft des reinen Beobachtungsaufsatzes entschieden zu gering eingeschätzt. Andererseits benutzen die Verfasser diese schwache Seite des höheren Unterrichtsbetriebes, also des Systemes, zu einer Kritik des höheren Lehrstandes, die nicht nur in ihrer Form über die Grenze weit hinausgeht, sondern auch sachlich nur zum Teil berechtigt ist. Man könnte sie ganz wohl nach ihrer Einseitigkeit und ihrer Tendenz als eine Kritik aus der Froschperspektive bezeichnen, ohne jemand Unrecht dabei zu tun. Im Anschluß an eine Stelle der Reinschen Enzyklopädie sprechen die Verfasser „von der köstlich naiven Auffassung, die unsere höheren Schulpädagogen von dem Wesen der Sprachbildung haben“, von „dem professoralen Ausfluß einer altjungferlichen Kunstanschauung“, von „Schildbürgern“ usw. Ist eine solche wahllos verallgemeinernde Kritik nicht selbst sehr naiv? Und vor allen Dingen: dient sie der Sache?

Es ist den Verfassern gelungen, und das ist ihr Verdienst, nachzuweisen, daß auch der Beobachtungsaufsatz der logischen Schulung dient, insofern als die Beobachtung zur Induktion, zur schöpferischen Erkenntnis führt. Es ist nun aber die Frage, ob auf diese Weise der logischen Schulung genug gedient

Grenzboten III 1912

wird, ob sich vor allem die höhere Schule mit diesem Grade logischer Schulung begnügen kann. Die Wissenschaft verarbeitet das auf induktivem Wege gewonnene Erkenntnismaterial mit Hilfe der ordnenden und sichtenden Deduktion. Sollte nicht auch der Schulaufsatz die Aufgabe haben, am Schluß das heranwachsende Kind auch auf diesem Wege einen Schritt vorwärtszuführen? Gerade weil der Literatursatz dies tut, deshalb ist er auch heute noch an unseren höheren Schulen üblich. Er bringt viele Gefahren mit sich, und in der Hand eines banausischen Lehrers wird er zu einer Geißel, unter der das Kunstwerk und der Schüler gleichmäßig leiden. Diese Gefahren lassen sich aber von einer feinfühligem Persönlichkeit vermeiden.

Der Weg zum eigenen Stil. Ein Aufsatzpraktikum für Lehrer und Laien von **Adolf Jensen** und **Wilhelm Lamzus**. Alfred Janssen, Hamburg und Berlin, 1912.

Jensen und Lamzus haben das Versprechen, das sie in ihrem ersten Aufsatzbuch „Unser Schulaufsatz — ein verkappter Schundliterat“ gegeben haben, in ihrem neuen Werke eingelöst, sie haben gewissermaßen das Material der Öffentlichkeit unterbreitet, das ihnen dort als Grundlage für ihre eifrige — allzueifrige Kritik des Aufsatzbetriebes namentlich der höheren Schule diente. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß von jener nicht immer sachlichen Kritik in das neue Buch nur schwache Nachklänge hineingedrungen sind, daß nun die Verfasser vielmehr das größere Gewicht auf den positiven Ausbau desjenigen legen, was sie wollen, daß sie an der Hand freier Erlebnisauflagen das Kind vor uns zum „eigenen Stil“ heranwachsen lassen. Mit Rücksicht auf diese wertvolle Leistung kann man es stillschweigend übersehen, daß die Verfasser in der noch reichlich temperamentvollen Einleitung sich bemühen, alle einhundertachttausend verkauften Exemplare des Aufsatzbuches von Josef Benn, des „geschmacklosesten und absurdsten von allen“, den höheren Lehrern allein in die Taschen zu praktizieren, um es dann höhnlächelnd daraus hervorzuholen, und man kann auch die sonst im Buche versteckten Spizen gegen uns ruhig

und ohne Erregung umgehen, um unbefangen an die Sache selbst heranzutreten.

Die Verfasser weisen an der Hand von Kinderaufgaben nach, daß jede Zielsetzung, jedes bestimmte, vom Lehrer gestellte Thema, und mag es auch noch so sehr sich bemühen, dem kindlichen Geiste sich anzupassen, dennoch das Kind am unbefangenen Beobachten und Erzählen hindert und seine Natürlichkeit in Fesseln schlägt. Das Kind bleibt seiner Natur nach beim Einzelerlebnis stehen, bei der Erzählung eines solchen Einzelerlebnisses entwickelt es seinen „eigenen Stil“, d. h. einen Stil, der zunächst einfach berichtet, dann aber, auf höherer Entwicklungsstufe, „gestaltet“. Das Gestalten des Erlebnisses, der Situation, der Persönlichkeit erfolgt durch die Auswahl und die Wiedergabe der am meisten charakteristischen Einzelheiten auf ganz natürlichem Wege. Das Kind, das zum „eigenen Stil“ erzogen ist, verfällt darauf ebenso notwendig und instinktiv wie der Künstler. Das Mittel, das nach der Ansicht von Jensen und Lamszus zum „eigenen Stile“ erzieht, ist also der freie Erlebnis-aussage, der möglichst unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben wird und der zum Vorlesen in der Klasse bestimmt ist.

Dieses Vorlesen der eigenen Aufsätze, das von den Schülern der Verfasser selbständig eingeübt wurde, scheint ein sehr fruchtbarer Gedanke zu sein. Er führt die Kinder vom eigenen Aufsatz und von dessen Anschaulichkeit zum Verständnis des Kunstwerkes und dessen Anschaulichkeit; es ist in hervorragendem Maße ein Mittel der Erziehung zu literarischer Genußfähigkeit. Dieser Gedanke ist einer weiteren Ausführung würdig, als er sie im Kapitel „Vom Kinderaufsatz zum Kunstwert“ bei den Verfassern zunächst gefunden hat.

Es ist wahr, daß die höhere Schule eine Erziehung zum eigenen Stil im Sinne der Verfasser bisher so gut wie gar nicht geübt hat (übrigens ist diese Behauptung nicht weniger wahr, wenn man sie für die Volksschule ausspricht); daher wäre es sehr wünschenswert, daß die Ansicht der Verfasser vom

Wesen der Stilerziehung und vom Werte des freien Erlebnis-aussages namentlich im Aufsatzunterricht der unteren und mittleren Klassen höherer Schulen weitgehende Beachtung fänden. Damit gewänne man gleichzeitig, wie oben gesagt, ein ausgezeichnetes Mittel für die Erziehung zum Kunstgenuß, zur literarischen Genußfähigkeit, und der freie Erlebnis-aussage der unteren und mittleren Klassen würde seine Wirkung in dem literarischen Unterricht der Oberklassen geltend machen.

Anderseits besteht die Aufgabe der höheren Schule — und darüber sind sich die Verfasser anscheinend nicht recht klar — nicht nur darin, die Schüler zum „eigenen Stil“ zu erziehen, die Aufsätze der Oberklassen sind nicht nur Stilübungen, sondern auch Denkfübungen. Daher werden gerade dort die Thema-aussätze immer ihre Stelle behalten müssen. Allerdings stellen diese Thema-aussätze nur dann den Schüler vor eine dankbare und seinen Kräften angepasste Aufgabe, wenn der Lehrer auch bei ihnen nach einem Grundsatz handelt, der auch von Jensen und Lamszus aufgestellt wird, der aber schon längst zum methodischen Gute auch des höheren Lehrerstandes gehört: „Erst der Aufsatz, dann die Überschrift.“ Der Aufsatz muß aus dem Unterrichte, z. B. aus der Besprechung eines Kunstwerkes, von selber und natürlich herauswachsen, das Thema, die Überschrift sich dann von selber ergeben, dann schreibt auch hier schließlich der Schüler nur ein Erlebnis nieder; allerdings kein äußeres, keines, das aus äußerer Handlung besteht, sondern ein geistiges, ein inneres Erlebnis.

Ich glaube, daß die höhere Schule die Gedanken von Jensen und Lamszus sehr wohl berücksichtigen und verwerten kann, ohne auf den oberen Klassen jenen tieferen, jenen geistigen Erlebnis-aussatz und die Schulung des Denkens, die er bewirkt, aufgeben zu müssen. Vielmehr scheint mir gerade hierdurch das Mehr bezeichnet zu werden, das die höhere Schule gegenüber der Volksschule leisten soll.

Dr. W. Warstat-Altona

